

Die Stunde der Stecknadel

Daniil Trifonov spielte im Hans-Huber-Saal

Von Sigfried Schibli

Basel. Irgendwie hatte es sich herumgesprochen, dass mit dem 22-jährigen russischen Pianisten Daniil Trifonov kein «normaler Hochbegabter», sondern ein schon ausgewiesener Ausnahmekünstler in der Reihe «Rising Stars» der Allgemeinen Musikgesellschaft gastierte. Und so war der Hans-Huber-Saal schon seit Wochen ausverkauft, die Spannung entsprechend gross und der Begrüssungsapplaus am Freitag überaus herzlich (man merkt einem Applaus an, ob Kenner im Saal sitzen oder nicht).

Die beiden Debussy-Stücke zu Beginn des Recitals gaben gleich die Marschrichtung vor: Trifonov pflegt ein glühend intensives, gern auch lautes Klavierspiel tief in den Tasten. Impressionismus als Kunst des Andeutens, des Nebulösen, Ungefähren, ist seine Sache nicht. So wurden denn auch die 24 Chopin-Préludes keineswegs zu romantisierenden Miniaturen, sondern zu Virtuosenstücken, die Trifonov theatralisch inszenierte. Das Lähmende hatte seinen Platz wie das Überstürzte, das hart in die Tasten Gemeisselte wie das mit spitzen Fingern Ziselierete – nur das Mittelmass (das Arnold Schönberg einmal mit «mezzofortissimo» bezeichnete) hatte keine Chance.

Entfesselter Rhythmus

Das Bild änderte sich in Robert Schumanns «Symphonischen Etüden» grundsätzlich nicht, nur kam hier ein Spannungsmoment hinzu. Denn von diesem Zyklus gibt es fast so viele Versionen, wie es Pianisten gibt, weil jeder die frühen Variationen anders auf die «offiziellen» zwölf Etüden verteilt. Trifonov nahm das Thema extrem langsam und schwer, danach spielte er zunehmend entfesselt, gab sich den rhythmischen Obsessionen Schumanns hin und spielte sich mit stählernem Anschlag in eine Ekstase, die sich aufs Publikum übertrug.

Die Übertreibung gehört zu Daniil Trifonovs Stilmitteln: Das letzte Stück begann er ungefähr im dreifachen Fortissimo, obwohl Schumann nur Forte vorschreibt. So viel Freiheit darf sein, und grossartig war das allemal. In den weniger bekannten Variationen aus der Frühphase Schumanns war es so still im Saal, dass man die berühmte Stecknadel hätte fallen hören, und man vergass, dass der Flügel ziemlich gelitten hatte und mittlerweile verstimmt klang.

Drei Zugaben von Schumann-Liszt, Medtner und Ravel gab es zum Dank für den stürmischen Applaus, dann standen die Leute Schlange, um sich von Daniil Trifonov die Platte signieren zu lassen (vgl. BaZ vom 21. Oktober). Vielleicht auch, um nachzusehen, ob dieser neue Pianostar wirklich nur zwei Hände hat.

Viel schlimmer gehts nimmer

Die Jury vergab den Schweizer Buchpreis 2013 an den Zürcher Jens Steiner – warum nur?



So freundlich sehen Sieger aus. Jens Steiner, Literaturwissenschaftler, Lehrer, Lektor und Schweizer Buchpreis-Gewinner 2013. Foto Lucian Hunziker

Von Christine Richard

Basel. Gestern gab die Jury auf der BuchBasel bekannt, wen sie für würdig hält, den Schweizer Buchpreis 2013 zu empfangen. Es ist dies Jens Steiner mit seinem Dorfroman «Carambole». Ist dies nun eine schlechte Nachricht oder eine böse Überraschung?

Jurys zu geisseln, ist ein so beliebtes Spiel wie Schiedsrichter abzuwatschen. Das gehört zum Sport, und um einen Wettkampf der fünf nominierten Werke geht es beim Schweizer Buchpreis allemal, das bringt höhere Aufmerksamkeit und Verkaufszahlen. Allerdings geht es auch um herausragende künstlerische Qualität; darauf hat bislang jede Jury geachtet, die sich selber achtet.

Die Jury würdigt Jens Steiners Werk «als einen Roman von grosser poetischer Kraft». Ist es tatsächlich so brillant bestellt um die Sprachkünste des sympathischen Zürchers, Jahrgang 1975?

Es ist sicher ein aparter Einfall, den Zustand eines Dorfes in zwölf Runden

aus der unterschiedlichen Perspektive der Bewohner zu erzählen. Doch Perspektivenwechsel gehört zur handwerklichen Grundausrüstung der Erzählkunst. Und sonst? Schauen wir in den Zwölf-Runden-Roman hinein.

Erste Runde: Es ist kurz vor den Sommerferien, die Schüler sind träge. Jens Steiner findet dafür Sätze wie: «Sie sanken wie herrenlose Marionetten zu Boden.» Später liegen sie «wie tote Fliegen» da. Hat das wirklich eine «grosse poetische Kraft»?

Winseln, Schluchzen, Tränen

Zweite Runde: Jens Steiner schlüpft jetzt in die Rolle einer Hausfrau, einer Ich-Erzählerin. Die Mutter hat Mühe, ihre renitente Tochter zu erziehen, von ihrem Mann hört sie ein unterdrücktes «Winseln» und «Schluchzen» im Gartenschuppen, und auch die Tochter weint heimlich Tränen. Warum?

Es herrscht grosses Schweigen und Verdrängen wie genreüblich im Dorfroman. Wenn die Mutter sich fragt, was

mit ihren weinenden Lieben los sein könnte, dann fragt sie auf merkwürdige Art: «Die Fragen stolperten mir über das Halszäpfchen, ich musste husteln.»

Meine Frage: Reden neuerdings schon ganz normale Familienmütter so geschwollen? Oder redet hier der Autor Jens Steiner durch die Mutter auf seine eigene hyperambitionierte Weise – und wenn Ja: Haben Fragen, die über Halszäpfchen stolpern tatsächlich eine «grosse poetische Kraft»?

Die Jury, zusammengesetzt aus (möglichst) unabhängigen Literaturexperten, wird schon wissen, was sie getan hat. Ich weiss es nicht. Ich weiss nur, dass ich zwei der fünf nominierten Werke viel lieber gelesen habe als das verschmockte «Carambole»-Sprachbillard.

Die Verlierer

Jede Menge Leser hat Jonas Lüscher mit seiner auch politisch brisanten Novelle «Frühling der Barbaren» verdient: einer schwarzhumorigen Schilderung vom Luxustourismus im Zeichen der Finanzkrise, sprachgewandter und formal um Klassen besser als «Carambole». Und ein Sprachkunstwerk der Extraklasse ist «Soutines letzte Fahrt» von Ralph Dutli; so einen Meisterroman, ein Debüt übrigens wie Lüschers Novelle, bekommt die Buchpreis-Jury so bald nicht wieder zur Beurteilung vorgelegt. Schade drum.

Was den Ausschlag für Jens Steiner gab, darüber kann man nur spekulieren. Eine Trotzreaktion, weil die öffentliche Meinung für Jonas Lüscher war, wird es nicht sein. Dutli und Lüscher standen 2013 auf der Longlist vom Deutschen Buchpreis, Jens Steiner gar zum zweiten Mal, er schaffte es allerdings nie auf die Shortlist. Ist der Schweizer Buchpreis 2013 ein Trostpreis – Jens Steiner war einfach mal als Sieger fällig?

Hinzu kommt, dass «Carambole» im Zürcher Dörlemann Verlag erschien – damit hat es in der sechsjährigen Geschichte des Schweizer Buchpreises zum ersten Mal ein Schweizer Verlag mit seinem Schweizer Autor zum Schweizer Buchpreis gebracht, kein deutscher, kein österreichischer Verlag wie zuvor.

Gratulation, denn Dörlemann ist einer der wenigen engagierten, hiesigen Literaturverlage, die es noch gibt. Er verlegt auch Henriette Vászahelyis Prosa-debüt «immermeer», ebenfalls nominiert für den Schweizer Buchpreis 2013. Der Dörlemann Verlag, der auch die diesjährige Nobelpreisträgerin Alice Munro im Programm hat, hat jede Förderung verdient – aber nicht durch eine Buchpreis-Jury. Auch dann nicht, wenn der Buchpreis vom Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband lanciert wurde.

Jens Steiner müssen solche Spekulationen nicht berühren, er hat einen Schweizer Buchpreis verdient – aber Ralph Dutli und Jonas Lüscher eben noch viel mehr.

«Der Stoff geht mir nicht aus»

Interview mit dem neuen Buchpreisträger Jens Steiner

Von Rea Köppel

BaZ: Nach dem beschädigten Mikrokosmos der Familie in «Hasenleben» porträtieren Sie in Ihrem neuen Buch ein Dorf, in dem nichts wirklich passiert und doch viel Abgründiges geschieht. Hat das Dorf ein reales Vorbild? Wo sind Sie selbst aufgewachsen?

Jens Steiner: Ich bin in der Nähe von Zürich aufgewachsen, in einem relativ durchschnittlichen Dorf des Schweizer Mittellandes zwischen ländlicher Kultur und Agglomerationskultur, da gibt es einerseits Entwicklung, andererseits das Althergebrachte; diese Dynamik wollte ich abbilden.

In der Dorfstruktur beobachten sich alle, und doch erkennt man die wichtigsten Dinge nicht. Was sollen die Leser durch Ihr Buch sehen und erkennen?

Mir ist wichtig, dass die Menschen die Begrenztheit des Blicks spüren, die Unmöglichkeit eines Gesamtbilds, sei es nun des Dorfes oder der eigenen Biografie: Alle haben nur zersplitterte Wahrnehmungen und müssen damit zurechtkommen. Man sollte daran aber nicht verzweifeln, sondern trotzdem weitermachen, auch wenn man sein Leben nie ganz versteht.

Das Spiel ist ein weiterer prägender Zug des Textes. Spielen die Figuren in ihrer Verzweiflung den Aufbruch ins Neue nur oder hilft das Spiel, alte Strukturen aufzubrechen?

Das sind Fragen, die ich auch stelle, und die ich nicht erschöpfend beantworten kann. Wie entsteht Bewegung im Leben dieser Menschen, wie kommt ein Aufbruch zustande oder weshalb kommt er nicht zustande? Das sind die Punkte, die ich zu ergründen versuche. Jeder ist Kräfte ausgesetzt, die er nicht ganz begreift, das ist eine Grundfrage des Buches.

Viele Sätze klingen sehr mündlich, erzeugen eine unmittelbare Vorstellung einer Person. Hören Sie sich Ihre Sprache gern bei den Mitmenschen ab?

Ich höre immer gerne hin und finde das Mündliche sehr interessant, es hat etwas Literarisches, gerade weil Leute, die selber literaturfern sind, oft eine ganz eigene Sprache haben.

Wie geht es jetzt für Sie weiter, haben Sie Pläne?

Der Stoff geht mir sicher nicht aus, ich habe einige Projekte, die ich parallel bearbeite, und bin mit dem nächsten Buch schon ziemlich weit. Dessen Inhalt ist aber noch geheim!

Hören & Sehen

Gipfeltreffen in Berlin

Kontrast. Da treffen drei der grössten Namen des Klassikszene aufeinander: Der chinesische Pianist Lang Lang spielt mit den Berliner Philharmonikern unter der Leitung ihres Chefdirigenten Sir Simon Rattle zwei Klavierkonzerte von Sergej Prokofjew und Béla Bartók. Vor allem das dritte Prokofjew-Konzert mit seinen stählernen Akkorden und den süsslichen Zügen im langsamen Satz kommt der Neigung dieses Pianisten zum Ausloten der Extreme entgegen. Das macht Spass, auch weil Solist und Dirigent sich über den Charakter des Werks, über die Tempi und Lautstärken vollkommen einig sind und keine Mühe mit dem leicht Gezierten und Manieristischen haben, das zum Stil dieses Werks gehört. Welcher Glückchenzauber, aber auch welche Souplexie im Orchester! Das zweite Klavierkonzert von Bartók gehört nicht unbedingt zu den Publikumsbeliebten, aber ebenfalls zu den langjährigen Wunschprojekten des Pianisten Lang Lang. Er bringt es unter Rattle mit Eleganz und Bravour hinter sich. bli

«Prokofjew 3, Bartók 2». Lang Lang, Berliner Philharmoniker, Simon Rattle. Sony.

Giltburgs Tastenträume

Erzählerisch. In Moskau geboren, in Tel Aviv (bei Arie Vardi) künstlerisch gereift, heimst dieser erstaunliche Pianist derzeit gleich reihenweise Wettbewerbslorbeer ein und eröffnet sich den Konzertsälen wichtiger Musikzentren. Muss daher eigens erwähnt werden, dass Boris Giltburg den von ihm gewählten Sonatenkolossen der spätromantischen Ära rein manuell-technisch souverän begegnet? Man höre sich nur die lupenreinen Figurenkaskaden in Rachmaninows kompakter 2. Sonate an oder die kühl gemeisterten Stressstellen in der h-Moll-Sonate von Liszt (Fugato, Oktavenschluss). Doch bietet Giltburg weit mehr als makellose Töne. Er lässt seine Hörer an seinen Träumen teilhaben. Hier zögert und verweilt er, lässt die träumerische Musik in ruhigem Ton erzählen (Rezitative bei Liszt), dort drängt er energisch vorwärts, als müsse der Hörer Fort- und Ausgang der Geschichte möglichst rasch erfahren (Rachmaninow-Finale). Erfreuliche «Zugabe»: Griegs e-Moll-Sonate, von Staub und Patina befreit. KS

Romantic Sonatas. Boris Giltburg. Orchid.

Diese hoffnungslos schöne Erhabenheit

Pop. Man bräuchte eine Pergamentrolle und das Gefieder einer Gans, um ausreichend und stilgerecht die lang gereifte Frucht des grossen Geniesers, Schwärmers, Romantikers Paddy McAloon zu beschreiben. McAloon, der das kitschverliebte, doch nie die Grandezza verlierende Pop-Projekt Prefab Sprout aus den Achtzigerjahren mittlerweile als Einmannbetrieb führt, hat mit «Crimson Red» den Traum von einem Album veröffentlicht. Fein verästelte Lieder, die auf rosigen Füßen entzückenden Melodien entlang hüpfen, dazu eine Sprache, die von der Bildung eines Universallesers kündigt. McAloon (56) singt nicht nur mit der Empathie eines reifen Bonvivants, der hoffnungslos dem Erhabenen verfallen ist, er schreibt auch so. «Grief Built The Taj Mahal» schält die Liebestragödie hinter dem mächtigen Mausoleum hervor, in «The List Of Impossible Things» schlüpft er in die Rolle des unerschütterlich Verliebten, in «The Best Jewel Thief In The World» schickt er seinen Protagonisten nach Luzern, um die funkelndsten Steine einzusammeln. asc

Prefab Sprout: «Crimson/Red». Warner.



Kalte Frauenfüsse

Mitjohlen. Ende 2010 legten Fettes Brot eine Pause ein. Auf unbestimmte Zeit. Das liess Trennungsgerüchte aufkommen. Mit der Veröffentlichung von «3 is ne Party» sind diese jetzt widerlegt. Nach aussen hin macht das (nach einem Andy-Warhol-Zitat betitelte) Album ganz auf Fetenstimmung. Entsprechend tanzbar haben die Hamburger ihr Gebräu aus Disco, Elektro und Rap gestaltet. Man lässt es krachen, zitiert James Brown, singt von kalten Frauenfüssen und fordert «mehr Gefühl». Die Songs des Trios laden zum Mitjohlen ein, was die häufige Selbstironie verdeckt. Auch die sozialkritische Ader der Formation bekommt man eher en passant zu spüren. In «Crazy Brown» wird jedoch deutlich Saures serviert. Zu entspanntem Beat streifen Fettes Brot Themen wie Guantánamo oder den Abhörskandal und halten fest: «Etwas, das uns Hoffnung gibt – Geschlechtsverkehr und Popmusik». Auch in ihrem 19. Jahr generiert die Formation Sounds ohne Scheuklappen. Freche und frozelnde. Das ist nicht neu, reisst aber unverändert mit. mig

Fettes Brot: «3 is ne Party». TBA.